

»Danken Sie der Gemeinde in meinem Namen...«

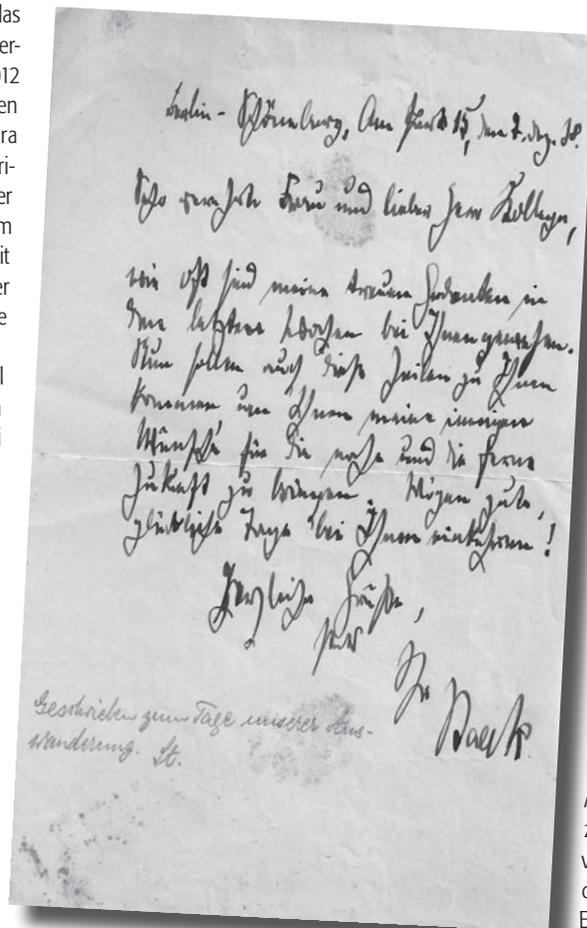
Ein neuer Forschungsfundus für das MMZ: Originalbriefe Leo Baecks an Fritz L. Steinthals

Während der Argentinienreise für das Projekt »Deutsch-Jüdisches Kulturerbe im In- und Ausland« im März 2012 kam es zu einem Treffen zwischen Rabbiner Dr. Abraham Skorka und Dr. Elke-Vera Kotowski (MMZ). Dr. Skorka, Rektor des Lateinamerikanischen Rabbinerseminars M.T. Meyer und Rabbiner der Gemeinde Benei Tikva, überreichte Kotowski beim Abschied ein großzügiges Geschenk: Einen Ordner mit Originalbriefen von Rabbiner Leo Baeck an Rabbiner Fritz Leopold Steinthals, dem Gründer der Gemeinde Culto Israelita de Belgrano in Buenos Aires.

Die Briefe sind Teil des Nachlasses von Steinthals und wurden von dem Neffen des 2011 verstorbenen Sohnes von Rabbiner Steinthals der Gemeinde Benei Tikva zur Verfügung gestellt. Nun sind sie, zusammen mit anderen Dokumenten von Rabbiner Steinthals, in den Bestand des MMZ übergegangen, um dort für die Forschung zugänglich zu sein. Das Konvolut umfasst 23 handschriftliche und maschinegeschriebene Briefe von Leo Baeck, geschrieben zwischen 1912 und 1955, sowie drei Briefe von seiner Tochter, Ruth Berlak, und ihrem Mann Hermann Berlak. Letztere sind ebenfalls an Fritz L. Steinthals gerichtet und 1938 sowie 1943 und 1944 verfasst, also in den Jahren, in denen Baeck in Theresienstadt war.

Die Briefe, von denen nur die Briefe Leo Baecks vorliegen, sind persönlich gehalten und deuten auf ein freundschaftliches Verhältnis der beiden Korrespondenzpartner. Sie geben einen Einblick in die Geschichte vor dem Ersten Weltkrieg bis in die Nachkriegszeit des Zweiten. Darin wird auch das Alltagsleben der Familien Baeck und Steinthals und der unermüdliche Wiederaufbau des jüdischen Lebens während und nach der NS-Diktatur in allen Kontinenten deutlich.

Während das Leben und Werk Leo Baecks hinlänglich bekannt und gut erforscht ist, bleiben die Konturen seines langjährigen Korrespondenzpartners Steinthals noch immer verschwommen. Fritz Leopold Steinthals wurde 1889 in Charlottenburg geboren. Abitur und Rabbinerausbildung – von 1907 bis 1913 an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums – absolvierte er in Berlin, ebenso wie das Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien. 1913/14 amtierte Steinthals als Hilfsrabbiner in Berlin, 1914 bis 1917 diente er als Feldrabbiner im Ersten Weltkrieg und bekam dafür das Eisernes Kreuz verliehen. 1917/18 war er als Rabbiner in Posen tätig und seit 1919 hatte er das Amt des Stadt- und Bezirksrabbiners der Jüdischen Gemeinde in Münster inne.



Brief von Leo Baeck vom 7. Dezember 1938, dem Tag der Auswanderung Fritz L. Steinthals

Während dieser Zeit war Steinthals auch Studiendirektor des Jüdischen Lehrerseminars der jüdischen Schule, die von der wohlthätigen jüdischen Marks-Haindorf-Stiftung betrieben wurde. Als Vertreter seiner Gemeinde war Steinthals aktives Mitglied im liberalen Preußischen Landesverband jüdischer Gemeinden. Am 7. Dezember 1938, kurz nach der Reichspogromnacht, verließ Steinthals mit Frau und Tochter Deutschland in Richtung Buenos Aires, wohin sein Sohn bereits emigriert war.

In Buenos Aires gründete Fritz L. Steinthals 1939 die liberale Gemeinde Culto Israelita de Belgrano – so bezeichnet nach dem von vielen deutschen Juden bewohnten Stadtteil, in welchem sie sich befindet – für anfangs etwa 400 deutsch-jüdische Familien. Steinthals benannte die neu erbaute Synagoge nach seinem Freund und Kollegen Leo Baeck, wofür er sich die

schriftliche Erlaubnis seiner Tochter Ruth und ihres Mannes einholte. In ihrem Brief vom 14. Mai 1944 äußerte Ruth Berlak ihr Einverständnis für die Namensgebung und erläuterte ausführlich, dass schon des Öfteren ähnliche Anregungen an sie und ihren Mann getragen worden seien, sie aber stets abgelehnt hätten, da »alle, die an seiner Person interessiert sind, auch stärkste persönliche Wünsche und Bedürfnisse zurückstellen sollten, wenn auch nur eine schwache Möglichkeit dafür besteht, dass durch eine solche Namensgebung sein Leben gefährdet werden könnte. Dies bedingte notwendigerweise einen Widerspruch gegen jede Namensgebung in Fällen, die innerhalb Hitler-Europas als politisch angesehen werden können.«

1958 setzte sich Steinthals zur Ruhe, war aber bis kurz vor seinem Tod Seelsorger und geistiger Berater der Gemeinde. Er starb 1969 am Ende eines Festgottesdienstes in der Leo-Baeck-Synagoge, welcher anlässlich des 30-jährigen Bestehens der Gemeinde gefeiert wurde. Er wurde auf dem jüdischen Friedhof in Buenos Aires beigesetzt.

In einem kurzen Brief wünscht Leo Baeck 1938 am Tage der Auswanderung den Steinthals dies zum Abschied: »Mögen gute, glückliche Tage bei Ihnen einkehren!« Mit Bleistift steht unter dem Abschiedsgruß in anderer Handschrift: »Geschrieben zum Tage unserer Auswanderung. St.« Das Kürzel steht vermutlich für »Steinthals«. Ob der Empfänger sich diesen Moment durch seinen Vermerk für immer in Erinnerung behalten wollte? Es sind leise Töne, die Leo Baeck anschlägt, auch wenn er mit Sicherheit wusste, wie schwierig ein Neuanfang in Buenos Aires für seinen Kollegen sein würde. Kein Wort verliert er über die Lage in Deutschland.

Aus dem ersten Brief, den Baeck nach dem Krieg an Steinthals schreibt, spricht so viel Empfindsamkeit, dass man als Leser unweigerlich daran denken muss, welcher Hölle dieser Mensch gerade entkommen war. So ist in dem Schreiben vom 30. Juli 1945 zwar kurz von den Grauen der durchlittenen Zeit die Rede, allerdings nur indirekt. Man ahnt jedoch in jeder Zeile, welche Erleichterung und welches Glück es für Baeck war, in London bei seiner Familie zu sein und ungehindert mit Steinthals korrespondieren zu können: »Heute kam Ihr so lieber Brief zu mir, der mir das alles noch einmal und nun unmittelbar sagte, das alles mich wieder empfinden liess, was Sie an Liebe und Treue mir bewiesen. Ich empfinde es innig, und es bleibt mir ein Besitztum.«

(Fortsetzung auf Seite 6)

Rechtsextremismus in Brandenburg

Tagung von MMZ sowie Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen über die Entwicklungen der letzten 20 Jahre

Unter der Schirmherrschaft des Präsidenten des Brandenburgischen Landtages, Gunter Fritsch, lud das Potsdamer Moses Mendelssohn Zentrum (MMZ) in Kooperation mit der Gedenkstätte und dem Museum Sachsenhausen am 12. und 13. Oktober 2012 Praktiker, Theoretiker und Politiker zu einer Konferenz ein, um gemeinsam Resümee über 20 Jahre Rechtsextremismus in Brandenburg zu ziehen. Dabei galt es nicht nur Strategien, die im Umgang mit Rechtsextremismus entwickelt wurden, sowie die Veränderungen, die das Land im Laufe der beiden Jahrzehnte durch diese erfahren hat, zu reflektieren, sondern auch politische, pädagogische und zivilgesellschaftliche Konzepte gegen Rechts-Extremismus zu diskutieren, um so Perspektiven für die künftige (Zusammen-)Arbeit zu entwickeln.

Dass Wissenschaft hierbei Position beziehen müsse und ein politisches Mandat wahrnehme, darauf wies der Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums Prof. Dr. Julius H. Schoeps in seiner Begrüßung hin.

Anhand der rechtsextremen Hintergründe der Brandanschläge auf die jüdische Baracke der Gedenkstätte Sachsenhausen im September 1992 und auf das Todesmarschmuseum Belower Wald zehn Jahre später zeigte Prof. Dr. Günter Morsch (Direktor der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten) in seiner thematischen Einführung die Verknüpfung von Nationalsozialismus und Rechtsextremismus bzw. Antisemitismus auf; dieser hätten sich die Gedenkstätten zu stellen. Hierbei äußerte Morsch den Eindruck, dass keine KZ-Gedenkstätte der Bundesrepublik stärker mit rechtsextremen Übergriffen zu kämpfen habe als Sachsenhausen, und inzwischen auch Buchenwald.

Der Bedeutung historischer Themen, Orte und Symbole für die Identitätsfindung der extrem Rechten widmete sich auch das von Dr. Werner Treß (MMZ) moderierte Panel »Der Nationalsozialismus und die extreme Rechte«. Den theoretischen Rahmen dieses Panels skizzierte Dr. Gideon Botsch (MMZ) mit seinen Ausführungen zur historisch-fiktionalen Gegenerzählung. Bei dieser handele es sich nicht (nur) um eine Geschichts-, Erinnerungs- oder Vergangenheitspolitik, die mit dem Ziel der politischen Selbstlegitimation betrieben werde; als solche wäre sie noch immer an historische Ereignisse gebunden und daher widerlegbar.

Im Unterschied hierzu schotte sich die historisch-fiktionale Gegenerzählung durch den Rückgriff auf antisemitische Verschwörungsmythen, welche ihr Kernelement darstellen, hermetisch gegen empirische Überprüfungen ab. Die dem eigenen Geschichtsbild widersprechenden Quellen werden systematisch als von Juden, oder aber zumindest im Interesse von Juden gefälschte Dokumente bezeichnet. Einige der nach innen bzw. nach außen wirkenden Funktionen dieser Gegenerzählung wurden in den drei sich daran anschließenden Beiträgen anhand der »Schwarzen Sonne« (Dana Schlegelmilch, Marburg), der Rezeption des KZ

Sachsenhausens in der revisionistischen Literatur (Christian Mentel, ZZP Potsdam) sowie der Demonstrationspolitik der extrem Rechten (Prof. Dr. Fabian Virchow, FH Bielefeld) näher erläutert.

Dass es sich beim Rechtsextremismus in Ostdeutschland Anfang der 1990er Jahre nicht um einen Export aus dem Westen handle, betonten David Begrich (miteinander e.V., Magdeburg) und Marcus Reinert (Opferperspektive e.V., Potsdam) in dem von Dr. Horst Seferens (Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten) moderierten Panel »Rückblicke und Kontexte«.

Zwar verstand sich die DDR als erster antifaschistischer Staat in dem der Faschismus mit »Stumpf und Stiel« ausgerottet gewesen sei, jedoch könne zumindest für die letzten Jahre der DDR eine öffentlich wahrnehmbare Neo-Nazi-Szene, die aus ideologisch gefestigten Faschisten und gewaltbereiten Skinheads bestand, konstatiert werden. Auch wurden Neo-Nazis bis Mitte der 1980er-Jahre nicht aufgrund rechtsextremistischer Straftaten verurteilt, sondern wegen Rowdytums und des öffentlichen Herabwürdigens der DDR.

Auf das Zusammenspiel von Politik, Medien und rechtsextremen Anschlägen Anfang der 1990er-Jahre – wie also »Biedermänner« in Politik und Medien die Gewalt zwar verbal verurteilten, sie jedoch de facto begünstigten, indem sie permanent vom Missbrauch des Asylrechts sprachen, Angst gegenüber Einwanderern schürten und Asylsuchende zur eigentlichen Ursache der Anschläge erklärten – wiesen sowohl der 1993 entstandene Dokumentarfilm »Wer Gewalt sät... Von Biedermännern

und Brandstiftern« als auch Heike Kleffner (Aktion Sühnezeichen e.V., Berlin) in ihrem an die Vorführung des Films anschließenden Vortrag hin.

Dass der Rückgang rassistisch motivierter Gewalttaten Mitte der 1990er Jahre nicht mit einer Abnahme fremdenfeindlicher Einstellungen korrelieren musste, sondern dass diese weit verbreitet waren und auch zunahmen, zeigte Almut Berger (1991 bis 2006 Ausländerbeauftragte des Landes Brandenburg) auf.

Die hierdurch bedingte überregional und zum Teil auch international geführte Diskussion um den Wirtschaftsstandort Brandenburg kann Prof. Dr. Hans-Gerd Jaschke (Hochschule für Wirtschaft und Recht, Berlin) zufolge als wirtschaftlicher Hintergrund der Gründung des Handlungskonzeptes »Tolerantes Brandenburg« durch die Brandenburgische Landesregierung 1998 betrachtet werden.

Auch wenn es ein Erfolg dieses Handlungskonzeptes sei, den organisierten Rechtsextremismus auf einem stagnierenden Niveau zu halten sowie die Demokratisierung auf der Einstellungsebene vorangetrieben zu haben, müsse es regelmäßig von Externen evaluiert werden, um Mängel und Fehler reflektieren zu können. Zudem empfahl Jaschke die Einrichtung eines Brandenburg-Monitors, der die politischen Einstellungen der Bürger im Land Brandenburg untersucht.

Neben Jaschke befassten sich in dem von Dr. Wolf Kaiser (Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannseekonferenz, Berlin) moderierten Panel »Konfrontation und Antworten« Prof. Dr. Klaus Ahlheim (Berlin) und Prof. Dr. Wilfried Schubarth (Universität Potsdam) mit den Möglichkeiten und Grenzen von Bildungsarbeit im schulischen und außerschulischen Kontext. Zwar erreiche schulische Bildungsarbeit aufgrund der Schulpflicht alle Schüler, jedoch tue sie dies nur physisch; Rechtsextreme und gewaltbereite Schüler entzögen sich politisch verordneter Bildungsarbeit und könnten daher nicht Ziel einer aufklärenden Bildungsarbeit sein.

Zudem gelte es, die Rahmenbedingungen von schulischer Bildungsarbeit zu reflektieren. So sei Rechtsextremismus nicht nur selten Gegenstand in Lehreraus- und -fortbildungen, auch gebe es rechtsextremistische, rassistische und antisemitische Einstellungen bei Lehrern. Außerschulische Bildungsarbeit hingegen sei mit der Abhängigkeit von der Politik, die Bildungsziele sowie die Zeiträume, in denen diese erreicht werden sollen, definiere und dementsprechend Gelder (nicht) verbehalte, sowie mit »antidemokratischen Zumutungen« wie der als Extremismusklausel geläufigen Demokratieerklärung konfrontiert.

Die Konferenz wurde von zwei Podiumsdiskussionen, in denen unter der Leitung von Dr. Christoph Kopke (MMZ) und Prof. Dr. Günter Morsch zum Teil kontrovers Bilanz der jeweiligen Arbeiten gezogen sowie Perspektiven für die künftige Arbeit entwickelt wurden, abgerundet.

Doris Maja Krüger

Bei der Untersuchung zurückliegender Tötungsdelikte in Brandenburg auf bisher nicht erfasste Bezüge zum Rechtsextremismus wird von der Polizei über externe Experten die Öffentlichkeit einbezogen. Das hat Innenminister Dietmar Woidke mit Hinweis auf die »erforderliche Transparenz und breite öffentliche Akzeptanz« eines solchen Verfahrens entschieden. Bei der Untersuchung geht es um derzeit 27 Tötungsdelikte im Land, die zwischen 1990 und 2008 verübt wurden. Sie sind Bestandteil einer von Opferschutzeinrichtungen und Medien bundesweit zusammengestellten Opferliste. Durch Brandenburg sind bisher neun dieser Tötungsdelikte als politisch rechtmotiviert eingestuft worden.

Im Rahmen eines Forschungsprojektes werden nunmehr die Delikte der Opferliste auf Grundlage aktueller Erfassungskriterien noch einmal mal eingehend betrachtet und gegebenenfalls neu eingeordnet. Partner hierbei ist das Moses Mendelssohn Zentrum (MMZ) der Universität Potsdam. Neben Polizei und Justiz sollen unter anderem auch Vertreter der Opferberatung und Gemeinwesenberatung sowie Integrationsbeauftragte mitarbeiten.

Sind Menschen von Natur aus moralische Wesen?

Die Moralpsychologie des Adam Smith und das Desiderat ihrer zeitdiagnostischen Rekonstruktion

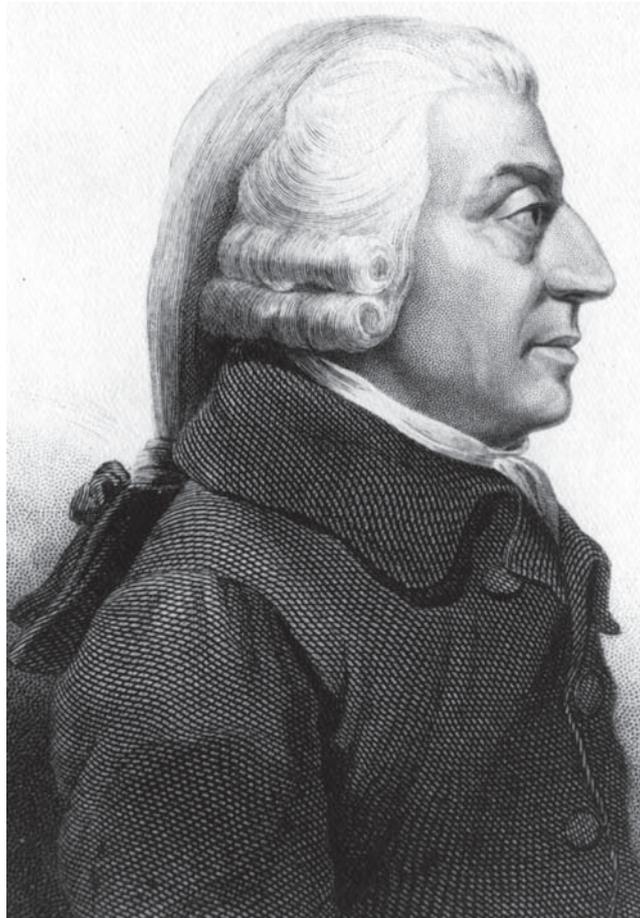
Adam Smith galt lange Zeit als einer der Hauptwegbereiter eines Menschenbildes, das die Grundmotivation des menschlichen Handelns darin erblickte, menschliche Individuen als Wesen vorzustellen, die in ihrem persönlichen Handeln grundsätzlich eigennützige Interessen verfolgen. Ohne Zweifel ging Smith tatsächlich davon aus, Menschen seien Wesen, die in dem, was sie tun, immer auch persönliche Interessen verfolgen: wir sollten von einem Bäcker nicht erwarten, so lehrt uns der Nationalökonom Smith, Brötchen allein aus Menschenliebe zu backen, sondern ohne Frage verfolgt jeder Mensch erst einmal das Motiv, sich mit seinem spezifischen Handwerk auch ein erträgliches Einkommen zu erwirtschaften.

Dies bedeutete für Smith aber keineswegs, Menschen könnten niemals aus dem Motiv der Nächstenliebe heraus handeln, oder wären im Grunde ihres Herzens unmoralische Wesen. Im Gegenteil galt Smith dem Großteil seiner Zeitgenossen in erster Instanz berechtigterweise als Moralphilosoph, war er doch ein Vertreter der Auffassung, Menschen hätten sogar von Natur aus einen »moralischen Sinn«, der ihnen die Fähigkeit verleihe würde, das Handeln anderer in das eigene Handeln reziprok miteinander zu können.

Im vergangenen Jahrzehnt ist diese der liberalen Diskussion des 18. Jahrhunderts entstammende Lehre vom moralischen Sinn wieder verstärkt in den Fokus der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit geraten, was vor allem mit neueren Forschungsergebnissen in der Neuropsychologie und evolutionären Anthropologie zusammenhängt. Nicht nur die Entdeckung von »Spiegelneuronen« im Gehirn geben inzwischen einen biologischen Beleg für die menschliche Eigenschaft einer basalen Befähigung zum buchstäblichen Mitfühlen mit anderen, sondern auch die neuere anthropologische Forschung sieht inzwischen als den herausragenden Evolutionsfortschritt des Menschen eine angeborene Grundkompetenz zur komplexen interaktiven Kooperation mit anderen an. Es scheint inzwischen fast so, als würde sich die über viele Jahre naturwissenschaftlich eher belächelte philosophische Lehre der schottischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts, Menschen seien bereits von Natur aus in einem bestimmten Sinn moralisch fühlende und denkende Wesen, in der Gegenwart naturwissenschaftlich beweisen.

Dies ist aber nur ein Grund dafür, warum der Moralpsychologie des Adam Smith heute wieder vermehrt ideengeschichtliche Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte. Der andere Grund liegt in ihrer lange verkannten Sonderstellung im Kontext der Diskussion liberaler Menschenbilder selbst. Entgegen der Auffassung, die namhafte liberale Denker des 20. Jahrhunderts wie Friedrich August von Hayek von Smith hatten, dieser schließe relativ nahtlos an

eine philosophiegeschichtliche Linie an, die bis in die Antike zu Epikur zurückreicht, und über den Begründer der Doktrin der katholischen Kirche Augustinus bis zu modernen Geistern wie dem enfant terrible der neuzeitlichen Moralphilosophie Bernard Mandeville und dem Begründer des Utilitarismus Jeremy Bentham reicht, die allesamt zunächst davon ausgingen,



Adam Smith

Adam Smith in seiner Theorie der ethischen Gefühle so verstehen, dass es Menschen sehr wohl gelingen kann, sich willentlich zu einem moralischen Handeln zu entschließen, und dies sogar aus ihrer Natur erwächst.

Was aber, wie es zunächst scheint, zu einem verhaltenen moralphilosophischen Optimismus Anlass geben könnte, müsste gegenwärtig zunächst vor dem Hintergrund der empirischen Frage diskutiert werden, ob und inwiefern das Mitgefühl mit anderen für Individuen dann handlungsbestimmend sein kann, wenn es mit deren Eigeninteressen in einen ernsthaften lebensweltlichen Konflikt gerät. Im Hinblick auf die Beantwortung dieser ethischen Schlüsselfrage der Mitleidsforschung zog Smith sich leider insofern aus der Affäre, insofern er schlicht davon ausging, mitfühlend gegenüber den anderen zu handeln, würde sich auf lange Sicht für das Individuum immer auch persönlich rentieren. Sein Zeitgenosse Rousseau, den Smith allerdings sehr gründlich gelesen hatte, scheint hier zeitdiagnostisch zunächst näher am gesellschaftlichen Geschehen zu sein, insofern Rousseau, trotzdem es auch ihm um den Beweis einer Natürlichkeit menschlichen Mitgefühls ging, historisch die Möglichkeit durchaus in Betracht zog, eine Gesellschaft könne Menschen soweit verändern, bis ihre natürlichen Impulse gänzlich unterdrückt seien.

Dies hat Smith für unmöglich gehalten, und es scheint heute vor allem die neuere naturwissenschaftliche Forschung zu sein, die ihm darin Recht gibt. Die philosophischen Fragen, die damit berührt werden, sind am Ausgang einer langen Phase des diskursiven Überwiegens skeptizistischer Relativierungstendenzen im Grunde fast wieder metaphysischer Natur. Liegt es in unserer Natur, mitfühlend gegenüber anderen zu handeln, oder behält am Ende doch der US-Stand-up-Comedian Louis CK recht, wenn er die Skepsis gegenüber zuviel Berufung auf die Kraft menschlicher Tugend quintessentiell auf den Punkt bringt: »I have a lot of beliefs, and I live by none of them«?

Dirk Schuck

Der Autor hat Philosophie und Gesellschaftswissenschaften an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main studiert. Derzeit ist er



Promotionsstipendiat der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit im Walther-Rathenau-Kolleg des MMZs und arbeitet zu dem Thema »Liberaler Freiheitsvorstellungen von Locke bis Habermas«.

Menschen könnten von Natur aus gar nicht anders, als letztlich immer nur nach ihrem größtmöglichen Genuss zu streben (was für den Kirchenvater Augustinus freilich den Sündenfall bezeichnete), sieht die neuere ideengeschichtliche Forschung Smith eher als Neo-Stoiker an, für den der willentliche Entschluss des Individuums zu einem tugendhaften Leben sehr wohl einen Rationalisierungseffekt auf das Handeln eines Menschen ausüben kann.

Denn ob das, was wir im Geiste glauben, wirklich reale Folgen dafür hat, was wir dann in Wirklichkeit tun, ist wohl eine der ältesten philosophischen Streitfragen, die bis heute als wissenschaftlich unbeantwortet gelten kann. Allerdings sind es in den letzten Jahren bemerkenswerterweise gerade namhafte Vertreter der neueren Hirnforschung wie Antonio R. Damasio, welche in dieser Beziehung dem Menschen doch einiges zutrauen, und dabei vor allem dessen emotionale und soziale Kompetenzen in den Blickpunkt nehmen. Ohne bereits ein gesichertes Wissen von der menschlichen Gehirnaktivität zu haben, lässt sich auch

Foto: Wikipedia

Jüdischer Widerstand in Europa 1933–1945

Internationale wissenschaftliche Konferenz (7.–9. April 2013)

Im April 2013 jährt sich zum siebzigsten Male der Warschauer Ghettoaufstand. Aus diesem Anlass und in Erinnerung an Arno Lustiger, den im vergangenen Jahr verstorbenen Historiker des jüdischen Widerstands, veranstalten das Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam und das Deutsche Polen-Institut Darmstadt in Verbindung mit weiteren nationalen und internationalen Kooperationspartnern und gefördert durch die Fritz-Thyssen-Stiftung, vom 7. bis 9. April 2013 in Berlin eine internationale wissenschaftliche Fachtagung. Der Termin ist bewusst gewählt: Am 8. April wird der Jom ha-Shoa begangen, der in Israel offiziell Jom ha-Zikaron la-Shoa weLaGwura, also »Tag des Gedenkens an Shoa und Heldentum«, heißt.

Sonntag 7. April 2013, 18 Uhr
Eröffnungsveranstaltung
Stiftung Topographie des Terrors
Niederkirchnerstraße 8, Berlin

Grußworte

Prof. Dr. Andreas Nachama, Topographie des Terrors
 Dr. Irene Diekmann, Moses Mendelssohn Zentrum
 Prof. Dr. Barbara Engelking, Centrum Badan nad Zagładą Żydów IFIS PAN
 Prof. Dr. Dieter Bingen, Deutsches Polen-Institut

18.30 Uhr

Arno Lustiger und der Jüdische Widerstand in Europa
 Prof. Dr. Julius H. Schoeps (Potsdam)

Anschließend Empfang der Moses Mendelssohn Stiftung

Montag 8. April 2013
Gedenkstätte Deutscher Widerstand
Stauffenbergstraße 13–14, Berlin

9.30 Uhr

Zur Kontextualisierung des Widerstands von Juden – Exemplarische Überlegungen zum Widerstandsbegriff
 Prof. Dr. Peter Steinbach (Mannheim)

Anschließend Schweigeminute zum Jom ha-Shoa

10–12 Uhr

Panel 1: Jüdischer Widerstand in KZ und Lagern
 Moderation: Prof. Dr. Johannes Tuchel

Forced Labor Camps for Jews in the Warthegau and Distrikt Galizien: Comparing Patterns of Jewish Resistance

Dr. Martin C. Dean (Washington D.C., USA)
Jewish Resistance in the Camps: A Contested Topic Revisited

Prof. Dr. Robert Jan van Pelt (Ontario, Canada)
Jüdischer Widerstand in den Vernichtungslagern der »Aktion Reinhardt«

Dr. Sara Berger (Rom, Italien)

Panel 2: Flucht, Fluchthilfe und Rettungswiderstand
 Moderation: Dr. Beate Kosmala

Rettungsaktionen der religiös-zionistischen Chaluz-Bewegung auf europäischer Ebene zwischen 1933 und 1943 als Form jüdischen Widerstands

Mirja Keller (Frankfurt a.M.)

Fluchten und Fluchtversuche jüdischer Deportierter aus Deportationszügen in Frankreich, Belgien und den Niederlanden

Tanja v. Fransecky (Berlin)

Who knew what during the Shoah? Revisiting the Episode of the two Escapees from Auschwitz who reached Belgium and France in 1943

Prof. Dr. Philippe Boukara (Paris, Frankreich)

13.30–15.30 Uhr

Panel 3: Jüdischer Widerstand in den Ghettos
 Moderation: Prof. Dr. Dieter Bingen

Credible Contacts and Committed Connections: Examining Decisions about Resistance in the Ghettos of Warsaw, Vilna, and Łódź

Prof. Dr. Rachel L. Einwohner (West Lafayette, USA)

Verstecken und Flucht am Beispiel des Ghettos Tarnów
 Melanie Hembera (Heidelberg)

The Legend of the Ghetto Fighters: Zionist Youth Movements and Resistance in Poland during and after the Holocaust

Prof. Dr. Avinoam Patt (Hartford, USA)

Panel 4: Juden im Widerstand in Jugoslawien beziehungsweise Kroatien
 Moderation: Dr. Olaf Glöckner

Juden im jugoslawischen »Volksbefreiungskrieg«. Formen und Bedingungen des Widerstands in den jugoslawischen Ländern 1941–1945

Dr. Marija Vulesica (Berlin)

Courage to Defy: Jews of the Independent State of Croatia Fight Back

Dr. Esther Gitman (New York, USA)

Jüdinnen im jugoslawischen Widerstand (1941–1945)

Dr. Martina Bitunjac (Rom, Italien)

18 Uhr: Vortrag
Botschaft der Republik Kroatien
Ahornstraße 4, Berlin

Die Juden als Partisanen im ehemaligen Jugoslawien
 Prof. Dr. Slavko Goldstein (Zagreb, Kroatien)

Dienstag, 9. April 2013
Gedenkstätte Deutscher Widerstand

9.30–11.30 Uhr

Panel 5: Jüdischer Widerstand in Ungarn
 Moderation: Dr. Gideon Botsch

Jewish Resistance and non-Jewish Helpers in Hungary
 Prof. Dr. László Karsai (Szeged, Ungarn)

Saving Peoples from Cafés: Ottó Komoly, President of the Hungarian Zionist Association on Rescue and Resistance, 1940–1944

Prof. Dr. Judit Molnár (Szeged, Ungarn)
Beyond the »Glass House«. Resistance and Rescue Work by Hungarian Zionist Women, 1944/45

Dr. Katalin Pécsi-Pollner (Budapest, Ungarn)

Panel 6: Widerstand von Juden in West- und Mitteleuropa
 Moderation: Dr. Christoph Kopke

Der Widerstand der »Spezies Hollandia Judaica«

Prof. Dr. Johannes Houwink Ten Cate (Amsterdam, Niederlande)

»Um einer Sache willen die Gesamtheit aus den Augen verlieren«. Der Konflikt zwischen Recha Freier und der Reichsvereinigung um die Freilassung der inhaftierten polnischen Juden 1939/1940

Dr. Beate Meyer (Hamburg)

Flucht in die Illegalität. Juden in München 1941–1945

Prof. Dr. Susanna Schrafstetter (Burlington, USA)

13–15 Uhr

Panel 7: Jüdischer Widerstand in Polen
 Moderation: Prof. Dr. Dieter Bingen

Der jüdische Widerstand im besetzten Polen und die Reaktionen internationaler jüdischer Organisationen

PD Dr. Susanne Heim (Berlin)

Widerstand der jüdischen Häftlinge im Zwangsarbeitslager Konin-Czarków

Dr. Anna Ziolkowska (Zabikowie, Polen)

Jüdischer Guerillakampf – Der bewaffnete Widerstand in Krakau 1939–1945

Dr. Markus Roth (Gießen)

Panel 8: Kultureller Widerstand
 Moderation: Prof. Dr. Julius H. Schoeps

Bücher als Widerstand: Die Schocken-Bücherei Berlin 1933–1938

Dr. Stefanie Mahrer (Basel, Schweiz)

The »Noble Death« and the Resistance of the Greek Jews
 Prof. Dr. Steven Bowman (Cincinnati, USA)

Isaak Celnikier (1923–2011). Witness, Memory Guard
 Ewa Rogalewska (Warschau, Polen)

15.30 Uhr: Abschlussrunde

Moderation: Prof. Dr. Julius H. Schoeps

Anmeldung

Moses Mendelssohn Zentrum
 für europäisch-jüdische Studien

Am Neuen Markt 8

14467 Potsdam

Telefon +49 331 28094-0

Fax +49 331 28094-50

moses@mmz.uni-potsdam.de

Anmeldung erbeten bis 20. März 2013

Porträt einer 85-Jährigen

Die Tagebücher der Lillyan Cohn erreichen ein großes Lesepublikum

Ende Januar beging Lilly Rosenberg ihren 85. Geburtstag. Halberstadt war der Geburtsort von Lillyan Cohn, doch verbracht hat sie den größten Teil ihres Lebens weit entfernt der Domstadt. Heute wohnt sie in Beechurst, New York, direkt am East River, etwa eine halbe Autostunde von Manhattan entfernt.

Mit ihrem Bruder Werner wird sie am 18. Juli 1939 am Halberstädter Hauptbahnhof von ihren Eltern Ernst und Margarethe Cohn verabschiedet. Das Abschiedsbild der Cohns hängt heute im Halberstädter Berend Lehmann Museum für jüdische Geschichte. Es wirkt so, als ob sie mit Kleidchen und Sonnenhut zu einem Picknickausflug ausgerüstet sind. Der Kindertransport nach Großbritannien rettet den beiden jüdischen Kindern das Leben. Ihre Eltern sehen sie nicht wieder. Sie werden 1942 von den Nazis nach Polen deportiert und ermordet. Weil sie Halberstädter jüdischen Glaubens sind. Das Foto auf dem Bahnsteig – die letzte Erinnerung an ihre Eltern. Sie lebte bei der Pflegefamilie Allen im englische Rochdale und später in einem Flüchtlingskinderheim in Tunbridgewells. 1946 zog sie mit ihrem Bruder Werner in die USA, wo sie Gerry Rosenberg heiratete. Der stammt auch aus Deutschland und flüchtete als Kind direkt in die USA. Eigentlich mochte sie nie nach Halberstadt zurückkehren.

Lillyan Cohns Tagebuch-Aufzeichnungen beginnen an ihrem elften Geburtstag 1939 in Halberstadt, die letzte Eintragung stammt vom 24. Juli 1944 aus England. Doch zwischenzeitlich rückte das Tagebuch in den Hintergrund. Lilly Cohn führte es erst ab Sommer 1942 fort. Sie endete mit ihren Eintragungen 1942, als sie von der Deportation ihrer Eltern erfuhr. Das Tagebuch schließt mit dem – schon englischen Satz – »Hope it will turn out well«. Die Eltern versuchten vor Lilly ihren Kummer über die Trennung zu verbergen und ermutigten sie, ihr neues Leben in England in die Hand zu nehmen. Es sind beinahe fünfzig Briefe erhalten, in denen Ernst und Margarethe Cohn der Hoffnung auf eine wieder vereinte Familie Ausdruck geben und sich selbst immer wieder Mut zusprechen mit dem Ausruf »Hauptsache wir bleiben gesund.« Aber Margarethe Cohn beschreibt auch, wie die Situation der Juden in Halberstadt immer bedrängter und verzweifelter wird – Enteignung, Verarmung, Kontrollen, Schikanen und Isolation bestimmten den

Alltag. Trotzdem findet sich in dem letzten Brief, den Ernst und Margarethe Cohn wenige Stunden vor ihrer Deportation schrieben, noch die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung der Familie.

Das Tagebuch liegt normalerweise im Holocaust Museum in Washington. Es befindet sich dort in einer Glasvitrine zusammen mit dem Hut, der auf dem Foto am Halberstädter Bahnhof zu sehen ist. Lillyan Rosenberg überließ im Jahr 2000 der Moses Mendelssohn Akademie für ein Schulprojekt zum Thema »Kindertransporte« eine Kopie dieses Tagebuchs, und anlässlich ihres Besuchs 2003 brachte Lillyan Rosenberg rund fünfzig Briefe mit, die ihre Eltern an sie zwischen Juli 1939 und dem 12. April 1942, dem Tag

Landeszentrale für politische Bildung Sachsen-Anhalt bestellt werden. Nun hat der Verlag für Berlin-Brandenburg das Werk als Band 7 der »Beiträge zur Geschichte und Kultur der Juden in Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen« in sein Verlagsprogramm aufgenommen.

Das lebensgeschichtliche Videointerview mit 70 Minuten Laufzeit gibt in einer längere Sequenz einen Einblick in die Biographie von Lillyan Rosenberg, drei kleinere Sequenzen vermitteln Informationen über die Jüdische Schule Halberstadt, die religiöse Erziehung in der Familie und Lillyan Rosenbergs Umgang mit der Ermordung ihrer Eltern im Konzentrationslager. Im Vordergrund steht aber die Erinnerung an das jüdische Leben in Halberstadt mit der jüdischen Familie Cohn im Mittelpunkt.

Anrührend war für Jutta Dick natürlich, als Lillyan Rosenberg vor einigen Jahren mit ihren Söhnen Steven und Ralf sowie den Enkeln Jake, Miranda und Julia aus den Händen des ehemaligen Halberstädters Horst Hesse zwei Gemälde ihrer Mutter Margarethe Cohn nach fast 70 Jahren wieder in Besitz nehmen konnte. Als Lillyan Rosenberg sagte: »Ich habe etwas von meiner Mutter wieder. Nie hätte ich geglaubt, noch einmal etwas von ihr in den Händen zu halten. Es ist so ein wunderschöner Tag in meinem Leben«, konnte sich Jutta Dick der Rührung nicht entziehen.

Und es gibt wieder ein Foto, viele Jahrzehnte

später entstanden auf dem Bahnhof in Halberstadt. Im Hintergrund des Bildes, auf dem Lillyan Rosenberg auf dem Bahnsteig steht, sieht man, genauso wie auf dem Foto von 1939, den Wasserturm. Wieviel Geschichte und Leid liegen dazwischen.

Uwe Kraus



Lillyan Cohns Tagebuch-Aufzeichnungen beginnen an ihrem elften Geburtstag 1939 in Halberstadt, die letzte Eintragung stammt vom 24. Juli 1944 aus England. Doch zwischenzeitlich rückte das Tagebuch in den Hintergrund. Lilly Cohn führte es erst ab Sommer 1942 fort. Sie endete mit ihren Eintragungen 1942, als sie von der Deportation ihrer Eltern erfuhr. Das Tagebuch schließt mit dem – schon englischen Satz – »Hope it will turn out well«. Die Eltern versuchten vor Lilly ihren Kummer über die Trennung zu verbergen und ermutigten sie, ihr neues Leben in England in die Hand zu nehmen. Es sind beinahe fünfzig Briefe erhalten, in denen Ernst und Margarethe Cohn der Hoffnung auf eine wieder vereinte Familie Ausdruck geben und sich selbst immer wieder Mut zusprechen mit dem Ausruf »Hauptsache wir bleiben gesund.« Aber Margarethe Cohn beschreibt auch, wie die Situation der Juden in Halberstadt immer bedrängter und verzweifelter wird – Enteignung, Verarmung, Kontrollen, Schikanen und Isolation bestimmten den

Foto: Uwe Kraus

ihrer Deportation, geschrieben hatten sowie Fotos, die vor allem ihre Familie in Halberstadt zeigen.

Jutta Dick, Direktorin der Einrichtung, gab das Tagebuch von Lilly Cohn vor fünf Jahren heraus. Sie fügt den Tagebuch-Notizen Briefe von Lillyan Rosenbergs Eltern, Ernst und Margarethe Cohn, hinzu. Sie sowie die Großmutter überlebten nicht, ihre Spuren verlieren sich in Warschau. In den Aufzeichnungen beschreibt Lilly Cohn nur am Rande die politische Situation, eher sind es kindliche Alltäglichkeiten, die sie schildert. Und doch spürt man die Bedrohung, das Gefühl der Ausgrenzung und liest von den Versuchen der Cohns, ihre Kinder außer Landes zu bringen.

Das in der Moses Mendelssohn Akademie entstandene und vom sachsen-anhaltischen Kultusministerium geförderte Büchlein, mit einer Interview-DVD ergänzt, entwickelte sich zu einem Renner. Es steht nicht nur Schulen für den Religions-, Geschichts- oder Sozialkundeunterricht zur Verfügung, sondern kann auch über die



Jutta Dick (Hg.): »Hauptsache wir bleiben gesund...«, Verlag für Berlin-Brandenburg, ISBN 978-3-942476-78-2, ca. 100 Seiten; 14,95 Euro

Unter dem Titel »YUDAYA SHO-HYAKKA« ist Ende Dezember 2012 im Tokioter Verlag Suisai Sha die japanische Ausgabe des von Julius H. Schoeps herausgegebenen »Neues Lexikon des Judentums« erschienen.



Die erste Auflage beträgt 600 Exemplare.

Christoph Kopke und Werner Treß werden am 21. März den von ihnen beim Verlag de Gruyter herausgegebenen Band »Der Tag von Potsdam« vorstellen. Bekannte Historiker und Sozialwissenschaftler, darunter aus Potsdam Thomas Wernicke (HBPG), Martin Sabrow (ZZF), Thomas Brechenmacher (Uni Potsdam) und Kurt Schilde, beschreiben in dem Band die Ereignisse rund um den 21. März 1933, ihre Kontexte und Nachwirkungen, ablesbar u.a. an der rapiden Gleichschaltung der deutschen Gesellschaft, der Zerschlagung demokratischer Strukturen und am Terror gegen Andersdenkende.

Geschätzte 15.000 Israelis leben heute in Berlin, und ihre Zahl steigt. Was motiviert sie, sich ausgerechnet in der einstigen »Reichshauptstadt« niederzulassen? Zachary Johnston widmet dieser Frage den Dokumentarfilm »Aliya le Berlin«. Edna Herlinger interviewt junge jüdische Frauen, deren Familien aus den GUS-Staaten kamen und die an der Lauder-Midrasha in Berlin religiöse Studien betreiben. Karsten Troyke, ein Meister des jiddischen Liedes, weiß von deutschen Annäherungsversuchen an eine weitgehend zerstörte Kultur. Prof. Monika Schwarz-Friesel, Linguistin an der Technischen Universität Berlin, hat in die Abgründe Tausender antisemitischer Emails geschaut, die den Zentralrat der Juden in Deutschland und die Israelische Botschaft in Berlin während der letzten Jahre erreichten.

Johnston, Herlinger, Troyke und Schwarz-Friesel waren vier von zwei Dutzend Referenten, die vom 10. bis 12. Februar 2013 auf der Internationalen Konferenz »From Rejection to Acceptance – To Be Jewish in 21st Century Germany« in Tel Aviv referierten und die Perspektiven eines künftigen Judentums in Deutschland diskutierten. Eingeladen zu dieser interdisziplinären Tagung hatten das Kantor Center for the Study of Contemporary European Jewry (Tel Aviv University), die Friedrich-Naumann-Stiftung und das MMZ. In acht verschiedenen Panels ging es unter anderem um Versuche gemeinsamer Geschichtsbewältigung, fragile Mehrheits-Minderheits-Beziehungen, Hoffnungen und Enttäuschungen von Immigranten, neue jüdische Motive in Literatur und Film, Gefahren des modernen Antisemitismus, Veränderungen in den jüdischen Gemeinden und die Suche nach vollkommen neuen Identitäten.

Zur Eröffnung hatte Prof. Michael Wolffsohn, selbst in Tel Aviv geboren und teilweise auch aufgewachsen, einen spannenden Überblick zur Geschichte der Juden in der Alt-Bundesrepublik einerseits und der DDR andererseits geliefert. Nachdrücklich ging Wolffsohn dabei auf die Rolle von Heinz Galinski bei der Stabilisierung jüdischen Lebens in Westdeutschland ein. Für das MMZ referierten Professor Julius H. Schoeps (»The Stigma of Homelessness«), Dr. Elke-Vera Kotowski (»Jewish Culture in Germany – Generating New Identities«) und Dr. Olaf Glöckner (»Structures and Programs of Jewish Education in Germany Today«). Den wachsenden jüdischen Pluralismus in Deutschland unterstrichen die Vorträge von Prof. Walter Homolka (Abraham Geiger Kolleg), der über moderne Rabbinerausbildung in Potsdam sprach, und Professor Hanni Mittelman (Hebräische Universität Jerusalem), die den spezifischen Humor in der heutigen deutsch-jüdischen Literatur beschrieb. Verbindendes wie Trennendes zwischen den beiden Metropolen Tel Aviv und Berlin wurde ebenso intensiv debattiert. Prof. Dina Porat, Direktorin des Kantor Centers, resümierte schließlich: »Berlin can teach us a lot about Tel Aviv, and Tel Aviv can tell us a lot about Berlin.«

Zu der gut besuchten Konferenz im Bnei-Zion-Saal des Beit Hatfutsot (Museum der Diaspora) auf dem Uni-Campus in Tel Aviv kamen neben Wissenschaftlern und Studenten auch zahlreiche Frauen und Männer, die während der NS-Herrschaft aus Deutschland geflohen waren und ein neues Leben in Palästina/Israel begonnen hatten. Sie gehörten zu den eifrigsten Diskutanten bei der kurzweiligen Konferenz. *hz*

»Danken Sie der Gemeinde in meinem Namen...«

(Fortsetzung von Seite 1)

Der Dank und die Bescheidenheit Leo Baecks, mit der er über die von Steintal nach ihm benannte Synagoge in Buenos Aires schreibt, wirken echt und ungekünstelt: »Danken Sie der Gemeinde in meinem Namen so herzlich wie Worte es aussprechen können. Ich will ihr selbst noch, in naher Zeit, mit meinen Worten danken.« Lange hegt Baeck den Wunsch,



1944, während Leo Baeck in Theresienstadt einer ungewissen Zukunft entgegenseht, wird in Buenos Aires auf Anregung von Rabbiner Fritz L. Steintal (im Bild mit seiner Frau) eine neue Synagoge nach Baeck benannt.

nach Buenos Aires zu reisen und die Steintals wiederzutreffen. Die Reise wird sogar in mehreren Briefen besprochen und geplant. Auch Besuche in Brasilien, Uruguay und Chile werden erwogen. Tatsächlich kam Leo Baeck aber nie nach Argentinien, hielt jedoch bis in die letzten Briefe hinein an der Hoffnung fest, Steintal noch einmal wiederzusehen.

Die Freude eines jeden, der durch Baecks Briefe blättert, ist die Menschlichkeit, die aus ihnen spricht. Nicht zwei große Theologen und Rabbiner schreiben hier einander, sondern zwei durch den Ozean und viel Leid voneinander getrennte Menschen. Zwar liest man auch von religiös-theologischen Fragen, wie der nach dem Schicksal all derer, die ihren Ehepartner durch den Krieg verloren haben, jedoch ohne Todesschein dastehen und nun von einem jüdischen Würdenträger zur Witwe oder zum Witwer erklärt werden müssen. Es wird aber auch über die Festlegung der Gedenktage »zur Erinnerung an die, deren Tod nicht zweifelhaft, deren Todestag aber unbekannt ist« geschrieben.

Doch vor allem alltägliche Dinge und Ereignisse kommen zwischen den Zeilen zum Vorschein. Man liest von einer Hochzeit in der Familie der Steintals oder von einem Trauerfall bei Baeck. Selbst der einfache Dank für einen transatlantischen Leckerbissen wird zum Puzzleteil des großen Geschichtsbildes. So verabschiedet sich Leo Baeck in seinem Brief vom 7. Februar 1947 mit den Worten: »Eine wichtige Sache hätte ich beinahe vergessen: vielen Dank für die ausgezeichnete Wurst.«

Alisa Jachnowitsch

I M P R E S S U M

Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-61800
Fax: -618011
kladow@snafu.de

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940
Fax: -2809450
moses@mmz.uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710
Fax: -606713
mma-halberstadt@t-online.de
www.moses-mendelssohn-akademie.de

Redaktion

Dr. Ines Sonder

Druck

druckhaus köthen

Bankverbindung

Commerzbank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00